

Kurt Dantzer

Mensch, wo bist du gerade? –

Biblische Erkundungen zur spirituellen Erfahrung von Räumen¹

I.

„Jens, wo bist du gerade?“ „In der Bahn Richtung Hannover. Und wo steckst du?“ Ein Gesprächsbeginn per Handy im Großraumwagen. In tausendfachen Variationen geht solches Fragen in diesem Moment, wo wir hier im Haus der Stille beisammen sind, durch den Äther: Menschen wollen wissen wo, der/die Andere sich gerade aufhält, bevor ihre Unterhaltung weitergeht. Warum eigentlich, wozu diese Eingangsfrage?

Eine erste einfache Erklärung: Der *Ort* und der *Raum*, in dem wir uns aufhalten, gehört zu unserem Dasein. Wir sind körperlich immer irgendwo „da“ und „hier“. Sicher, diese Feststellung scheint zunächst banal zu sein, auf den zweiten Blick ist sie es aber schon nicht mehr. Denn wir leben nicht ohne die engere oder weitere Umgebung, in der wir uns aufhalten. Und wir sind auch nicht ohne den Raum, den wir als Körper einnehmen. Wir sind räumliche, raumbezogene, raumorientierte Lebewesen. Und nur so werden wir für andere – auch in der Entfernung – lebendig und vorstellbar. Zu unserem Dasein gehört ein bewusstes oder auch unbewusstes Wahrnehmen von Ort und Raum. Zu dem Selbstbild auch, zur Orientierung ohnehin: Wo befinde ich mich, und wie befinde ich mich da?

Und das ist von Belang. Denn als Lebewesen verhalten wir uns zu unserem Raum, genauer: zu unseren diversen Lebensräumen in uns und um uns. Wir „finden“ uns „in“ ihnen vor, „suchen“ sie „auf“ und „nähern“ uns ihnen „an“ oder „distanzieren“ uns „von“ ihnen, wir genießen sie oder leiden „unter“ ihnen. Wir leben in Beziehung zu unseren jeweiligen Räumen – und zu den Dingen und Lebewesen, zu den Raumverhältnissen in ihnen. Wir *sind* selbst und *haben* ein räumliches, ein sinnlich wahrnehmbares Gegenüber – wenn wir auch in unserem Bewusstsein nicht immer „bei“ ihm sind.

„Jens, wo bist du gerade?“ „Wieso? Hier. Was soll die Frage?“ „Aber was ist los mit dir?“ Ein karger Wortwechsel am Frühstückstisch, veranlasst durch eine vielleicht nur kleine Irritation: Da stimmt etwas nicht überein. Wir können äußerlich, körperlich da sein und innerlich, in Gedanken, Bildern noch/schon ganz woanders, warum auch immer. Wir kennen das. Das Gegenüber gehört zu unserer Gegenwart. *Gegenwart* ist zeitlich *und* räumlich. Und die wache Bezogenheit auf das Gegenüber erst macht die Präsenz aus, das Leben in der Gegenwart auch des Raumes und der Menschen im Raum.

Was hindert uns, in unserem Raum ganz „da“, ganz wach zu sein? Warum sind wir mit der Welt, die uns umgibt und deren Teil wir sind, so unverbunden – und zuweilen so unzufrieden und verquer? Was macht unsere *Beziehung* zu ihr im Vergleich zur Umweltbezogenheit der Tiere so schwierig, so brüchig oder flüchtig und darum immer wieder reflexionsbedürftig? Das führt zu Überlegungen, die über den Zustand morgendlicher Trägheit am Frühstückstisch nun weit hinausreichen.

¹ Vortrag vor dem Verein Haus der Stille in Bethel am 10. November 2010.

So ist eine alte Frage der Philosophen: Warum sind wir Menschen so „unbehaust“ und „weltfremd“, unserer Welt und unseren Lebensräumen so „entfremdet“? Hat das mit den Zuständen unserer Lebensräume zu tun oder mit unseren Wahrnehmungen, mit der Art und Weise, wie wir Beziehung zu unserer Um-Welt aufnehmen? Oder hat es mit beidem zu tun? Das sind keine nur theoretischen Fragen. Dahinter steckt der tiefe Wunsch, eine unstillbare Sehnsucht, diese Entfremdung zu überwinden, in den Räumen, in denen wir leben, *beheimatet* zu sein: Wie und wo können wir erträgliche und auskömmliche, friedliche und lebensförderliche Räume für uns finden oder schaffen? Es sind zuweilen ganz lebenspraktische, zuweilen ganz existenzielle Fragen, die da, angestoßen durch unsere Irritationen, Ungereimtheiten, Sehnsüchte, auftauchen.

Unser Verhältnis zu den Räumen, in denen wir leben, zu bedenken, gleicht selbst einer Reise durch viele Dimensionen und Erfahrungsräume, in denen wir uns tagtäglich vorfinden. Die Frage „Mensch, wo bist du?“ kann *nach außen* gerichtet bedeuten: Wie sieht unsere Lebenswelt aus? Mit welchen ökologischen und sozialen, politischen und kulturellen Realitäten haben wir es heute vornehmlich zu tun? Was ist der Bereich unserer Verantwortung? Sie kann *nach innen* gerichtet meinen: Wie nehmen wir unsere Lebenswelt wahr: offen oder beengend, schützend oder bedrohlich, klar strukturiert und geordnet oder nebulös und chaotisch? Und mit welcher inneren Einstellung, mit welcher Grundhaltung gehen wir auf sie ein: ängstlich oder vertrauend, verschlossen oder zugewandt, isoliert oder engagiert, beunruhigt oder zuversichtlich? Wie sind wir in ihr körperlich und geistig präsent? Darum die Titelfrage: Mensch, wo bist du *gerade*?

Dass und wie diese Frage etwas zu tun hat mit unserem spirituellen, unserem geistlichen Leben, also dem *Leben in der Gegenwart des göttlichen Geistes*, will ich zu zeigen versuchen. Denn die Gegenwart Gottes erfahren wir nie ohne den Raum und die Beziehung zum Raum, in dem wir leben und der wir leiblich sind.²

II.

Ich möchte Sie auf einige Reisewege mitnehmen und lade Sie zunächst zu einem Blick in unsere Vergangenheit ein. Denn die erwähnten Fragen sind ja bereits in den *Urgeschichten* der frühesten Kulturen – einschließlich Israel – reflektiert worden. Dieses frühe Ringen um Antworten steht im Hintergrund, wenn wir heute Wege spiritueller Raumwahrnehmung und -erfahrung bedenken.

„Wo bist du?“, so fragt Gott den Adam, den männlichen Menschen, im Paradiesgarten (Gen 3,9). Was klingt in dieser biblischen Urgeschichte an? Wir versuchen den kurzen Ruf Gottes heute verstehen – unter der Voraussetzung, dass die frühen Erzähler und späteren Verfasser der Paradiesgeschichte nicht primär erzählen wollten, was am Anfang der Welt mit den ersten Menschen *geschah*, sondern was in und unter uns Menschen in unserem Lebensraum *geschieht*.

Ich skizziere eine Deutung, die mich anspricht: Der Mensch, *adam*, kann sich mit der Begrenztheit seines Lebens nicht abfinden. Selbst das versorgt Sein mit allem, was nötig ist, reicht ihm nicht. Auch der lebensfreundliche Paradiesgarten – „Von allen Bäumen des

² Zur ausführlichen Begründung vgl. die umfangreiche Untersuchung von U. Beuttler, *Gott und Raum – Theologie der Weltgegenwart Gottes*, Göttingen 2010, u. a. S. 326-335. Sie lag mir leider erst nach Fertigstellung des Manuskripts vor.

Gartens darfst du essen.“ (Gen 2,16) – hat den Makel der Begrenztheit; denn „vom Baum der Erkenntnis von Gut und Böse aber, von dem darfst du nicht essen.“ (V.17) Die vorgegebene innere Grenze in diesem Lebensraum ist dem adam zu eng. Das Tabu reizt zum Hinterfragen, zum *Zwei-fel*. Das Grundvertrauen, genug für ein gutes Leben zu haben, reicht nicht so weit, dass wir nicht selbst, autonom, entscheiden wollen, was gut und was böse, was nützlich und was schädlich, was schön und was schlecht (*tov* und *ra*) für uns ist. Der vorgegebene Horizont will durchschritten werden. Die vom Schöpfer gesetzte innere Grenze wird von uns Menschen permanent überschritten – allerdings um den Preis der Entfremdung dem Schöpfer, dem Lebensraum und den Mitmenschen gegenüber, wie die folgenden Erzählungen der biblischen Urgeschichte schildern. Das ist unsere Freiheit als Geschöpfe und unser Schicksal.

Ob wir dies einen „Sündenfall“ nennen sollen, müssen wir hier nicht diskutieren. Die Urgeschichte spricht davon nicht. Sie erzählt, dass und warum der Mensch den beschützenden Lebensraum des Gottesgartens nicht (mehr) um sich hat, sondern in tatsächlicher oder potentieller *Zerstreuung* lebt. Die Störung in der Ur-Beziehung zu Gott, so reflektieren die biblischen Erzähler, lässt die Beziehung zum gegenwärtigen Lebensraum und zu den Menschen und Tieren in ihm zum andauernden Problem werden. Der jetzige Raum, also die Gegenwart, ist als ökologischer Lebensraum unwirtlich und hart, als sozialer Raum angefüllt mit Entfremdung, Aggression und offenem Streit. Gewaltherrschaft und Unfreiheit, Ungerechtigkeit und Ausbeutung, Größenwahn und Nichtverstehen stehen als ständige Gefahr oder als erlebte Realität „im Raum“. Wohnen zu können in einem Raum, den der Mensch in einem umfassenden Sinne „Heimat“ oder „Zuhause“ oder „Raum des Friedens“ nennt – dies steht ihm, dem „Gast auf Erden“, wie es im Psalm (119,19) heißt, nur unter Mühen und ständiger Arbeit zur Verfügung. Es ist seit alters her ein rares Gut und alles andere als selbstverständlich.

Verbindungen zu *heutigen Erfahrungen* fallen uns schnell ein. Der Streit um Stuttgart 21 oder um Gorleben führt uns die Unsicherheit des Lebens in unseren ökologischen Räumen aktuell vor Augen. Der kommende Streit um die notwendige Erweiterung des Stromnetzes wird uns noch mehr beschäftigen, als uns lieb ist. Und der Streit um die Frage, welche staatlichen Hilfen für gering oder gar nicht Verdienende angemessen sind, ist auch ein Streit um das Maß individueller Beteiligungsmöglichkeit in den öffentlichen Räumen. Der sich ausbreitende soziale Druck, ständig und überall gut oder noch besser als gut sein zu müssen, bedeutet eine bemerkenswerte Zwangslage für uns Lebewesen, die wir die Fähigkeit, autonom zwischen gut und böse entscheiden zu können, für uns beanspruchen. *Welcher Geist* hilft uns da auf und leitet uns durch dieses Gestrüpp?

Israel erzählte die Urgeschichte der Menschheit auf seine Weise. Es sah die eigene wechselvolle Geschichte des Volkes und das alltägliche Leben der Einzelnen, der Familien, Sippen und Stämme darin verwurzelt. Diese Geschichte lehrt: Die (anthropologische) Frage „Mensch, wo bist du?“ und die (auf die transzendente Wirklichkeit gerichtete) Frage „Gott, wo bist du?“ sind untrennbar miteinander verbunden. Nur die *Aussicht* auf Heilung der Beziehung zu Gott eröffnet eine hoffnungsvolle Perspektive für die Beheimatung im eigenen Lebensraum. Sie führt zu einer *Suche* danach. Und sie lässt das Leben darum spirituell als *Pilgerschaft*, als die wechselvolle Peregrinatio durch das Labyrinth des Lebens begreifen. Davon spreche ich zunächst. Die frühen Christen haben als Glieder der Jesus-Christus-Geschichte und als Menschen „des Weges“ an diese Sichtweisen angeknüpft, teils in

Fortführung der überlieferten Bilder, teils mit neuen Einsichten und Metaphern. Davon soll dann die Rede sein. Wobei ich wiederholt frage: Wie erhellen die biblischen Geschichten, die darin enthaltenen Bilder und Motive die Verhältnisse in unseren Lebensräumen? Und was sind heute mögliche spirituelle Erfahrungen in ihnen?

III.

Eine gute Aussicht für die innere Orientierung boten in der frühen Zeit Israels die vielen *heiligen Stätten* draußen im Land. Und auch in ihren Zelten und Häusern feierten die nomadischen oder bäuerlichen Familien ihre kultischen Opferhandlungen. Dort konnten sie sich dessen vergewissern, was sie vor allem brauchten: Schutz und Segen für ihren privaten Lebenskreis, die immer wiederkehrende Versöhnung mit ihrer Gottheit und die notwendig zu erneuernde Übereinstimmung untereinander und mit ihrer Umwelt. Was der *bet-el* (Gotteshaus) genannte Ort (Gen 28,19), der Segen gewährende und Ehrfurcht gebietende Raum um den Stein in diesem Zusammenhang bedeutet, werden sie sicher nicht nur einmal bedacht haben. Der Ahnherr Jakob als Urbild des Pilgers, des Wanderers in der Fremde ...

Anders und in der Folge außerordentlich geschichtsmächtig waren die Weg-Erfahrungen einer Gruppe aus ehemaligen Fronarbeitern, die ihr Leben in dem übermächtig großen Herrschaftsraum Ägyptens zu fristen hatten. Ihre ersehnte *Befreiung* aus einer unerträglich gewordenen Knechtschaft verdankten sie einem ganz eigenen, einem herausfordernden Gott. Denn sie mussten sich zu ihrer politischen und sozialen Befreiung dafür entscheiden, ihren gewohnten Lebensraum zu verlassen. Sie mussten heraus wollen aus ihrem teils bedrückenden, teils auch bequemen Gefängnis. Die freie göttliche Initiative, später „Gnade“ genannt, und die menschliche Antwort, „Gehorsam“ genannt, standen in einem engen Korrespondenzverhältnis.³ Als von Gott Erwählte, als sein geliebtes Eigentum, lebten sie fortan als Volk auf dem Weg mit Gott und auf der *Suche* nach Gottes Wirken in ihren Lebenswelten – als Bedingung für ihre Freiheit.

Dies alles geschah nicht ortlos irgendwo, nicht nur in den Köpfen von einigen führenden Mittlerpersonen, sondern in *bestimmten Gegenden*, an benennbaren Plätzen, und sei es in späterer zeitlicher Distanz auch verbunden mit nur ungefähren geografischen Vorstellungen. Und es geschah mit je *eigenen Erfahrungen der Räume*, der Landschaften, in denen sie sich befanden.

Schon bald nach der Flucht in die Freiheit wurde der *Raum* wieder *eng und bedroht*: die feindlichen Streitwagen der Ägypter im Rücken und vor ihnen das Meer bei Baal-Zefon (Ex 14,2) das ihnen den Weg versperrt. Erschrecken und Schreien zum Himmel. Es zeigte sich dann ein Weg in der ausweglos erscheinenden Situation. Später rief an ganz anderem Ort ein betender Mensch in ähnlich lebensbedrohlicher Lage: „Aus der Enge rief ich jhwh. / Mit weitem Raum hat jhwh mir geantwortet.“ (Ps 118,5) Und: „Du stellst meine Füße auf weiten Raum.“ (Ps 31,9) Wo das soziale Umfeld als unwirtlich, als feindlich gegenübertritt, wo die Auswege versperrt erscheinen, die eigenen Handlungsmöglichkeiten gelähmt, da wird es zu einer spirituelle Grunderfahrung, wie der Ruf nach Gottes Gegenwart, das betende Erwarten, den engen Raum für uns zu *weiten* vermag. Seine Wahrnehmung wird eine andere, wenn auch selten unmittelbar.

³ Vgl. Rainer Albertz, Religionsgeschichte Israels, Göttingen 1992, S. 80.

Eine andere Erfahrung dann in der Wüste, wo das Volk zu murren begann, weil sie kein Wasser fanden und nichts zu essen, bis dann doch das Ersehnte *ein-trat*. Die Erinnerung daran machte auch andere, eher alltägliche Lebenswelten transparent für die Wahrnehmungen Gottes. Psalmbeter drückten es so aus: „Meine Seele klebt am Boden. / Belebe mich, wie du versprochen hast!“ (Ps 119,25) „Wende dich, mein Leben, zu deinem Ort der Ruhe. / Adonaj nimmt sich deiner an.“ Und dann weiter: „Ich werde umhergehen vor dem Antlitz Adonajs / in den Landschaften des Lebens.“ (Ps 116,7.9)

Wenn wir die Wüste einmal nicht als spektakulären touristischen Erholungsort und auch nicht als spirituellen Rückzugsort nehmen, sondern als das, was sie für die meisten Menschen war und ist, ein eher lebensfeindlicher Raum, dann können wir sagen: Auch in den Wüsten unseres Lebens, in den platten, ermüdenden Realitäten, die uns alle Kräfte und die Freude am Leben zu rauben scheinen, sind wir nicht fern von Gott. Sie können, wenn wir sie wie die Beter der Psalmen vor Gott bringen, sogar zu besonderen Gottesräumen werden, zu Lebens-Erfahrungen, die uns noch einmal tiefer erkennen lassen, wie sehr wir auch in diesen Wegstrecken von und vor Gott *angesehen* sind und von der göttlichen Gegenwart *genährt* werden.

Noch einmal anders die Erfahrung Gottes in der Vertikalen: „Ich bin herabgestiegen“ (Ex 3,8). Am Fuß eines Berges, „Sinai“ oder auch „Horeb“ genannt, erfuhr Israel die göttliche Macht zu seiner Befreiung. Vom unsichtbaren Gipfel her übermittelte Mose seinem Volk die Bedingungen für das von Gott geschenkte Leben in Freiheit: die *Tora*. Sie wurde selbst als einzigartige Rettungstat Gottes verstanden.⁴ Das Leben mit der Tora in Israels Gegenwart: es kam von jenem Berg.

Welchen Berg das spätere Israel als den Gottesberg ansah, ist unklar. Die variierenden Ortsangaben zeigen, dass die topografischen Vorstellungen eher vage waren. Entscheidend war vielmehr, dass der Berg jenseits des Horizontes lag, horizontal und vertikal vom eigenen Lebensraum weit entfernt. So blieb das *Geheimnis* und damit die Unverfügbarkeit der göttlichen Präsenz und Wirksamkeit gewahrt. Und doch: Gottes Gegenwart wurde *auf Erden* wahrgenommen, sie hatte einen Ort für die Sinne. Die erhabenen Konturen nicht eines, sondern *des* Berges, seine stille, unverrückbare Massivität, sein von Wolken verhüllter Gipfel, die dem Ganzen eigene Atmosphäre machtvoller Unberührbarkeit wurde zum „Einfallstor“ für die göttliche Gegenwart.⁵

Es war für Israel ästhetisch plausibel, dass ihm an diesem entfernten irdischen Ort, in dieser besonderen räumlichen Atmosphäre die Tora übergeben wurde, die lebensdienliche Ordnung für das Leben in seinem Land. Hier konnte Israel als Volk Gottes das erzählende und poetische Erinnern an seine Befreiung festmachen. Dahin konnte es sich ausrichten. Von dorthier empfingen alle Generationen die Weisungen für ihr kultisches und ethisches Verhalten. Ihr Lebensraum hatte somit eine räumlich vorstellbare, Sinn und Ordnung gebende alle verbindende Mitte, auch wenn der Berg Sinai von ihrer gegenwärtigen Lebenswelt weit entfernt lag.

⁴ Vgl. Frank Crüsemann, Die Tora. Theologie und Sozialgeschichte des alttestamentlichen Gesetzes, Gütersloh 1992, S. 52.

⁵ Vgl. Hermann Timm, Das Weltquadrat. Eine religiöse Kosmologie, Gütersloh 1985.

Auch wir kennen solche Orte weit draußen oder nahebei, Orte in der Natur, die uns helfen oder geholfen haben, zur Ruhe zu kommen, zum Wesentlichen zu finden, unsere Gedanken und Wege zu ordnen und mit neuen Kräften aufzubrechen. Orte der Kraft, beseelte Orte, auf die unsere Seele mit freudiger Resonanz antwortet. Manchmal auch mit Erschütterung. Und womöglich mit der Einsicht in den Wert der „Augenblicklichkeit“, wie der Maler *Claude Monet* es formulierte – und ins Bild brachte.⁶

IV.

Im Gegensatz zum Sinai war der *Tempel* auf dem Jerusalemer Zionsberg ein bekannter und zugänglicher Ort. Er war ein begehbarer Ort der Sehnsucht und auch der Erfüllung. Er war der heilige Raum, in den Gott seinen besonderen Namen niedergelegt hatte (Dtn 12,11): „Ich bin Adonaj, deine Gottheit, weil ich dich aus Ägypten, dem Haus deiner Sklavenarbeit, herausgeführt habe.“ (Dtn 5,6) Dort, an dem von Gott bestimmten Ort, sollten sie ihn suchen, dorthin sollten sie kommen (Dtn 12,5), ihm opfern (V. 6) und bei den Feiern „vor dem Angesicht Adonajs“ (V.7.12) miteinander fröhlich sein. In den Vorhöfen und Hallen, vor seinem Heiligtum in der Gegenwart seines bedeutungsvollen Namens konnten die Israeliten Gott gemeinsam und gesellig begegnen. Und sie konnten sich als Einzelne ganz leiblich in ihrer *näfäsch* (Kehle, wir übersetzen: Seele) stärken lassen:

Wie liebenswert sind deine Wohnungen,
Adonaj, du herrschst über die Gewalten.
Immer schon hat meine Kehle sich gesehnt,
ja, verzehrt nach den Höfen Adonajs.
Mein Herz und mein Körper schreien
voll Sehnsucht der lebendigen Gottheit entgegen.
Auch der Vogel hat ein Haus gefunden
und die Schwalbe ein Nest, in das sie ihre Jungen legt, bei deinen Altären.
Adonaj, du herrschst über die Gewalten, meine Gottheit, königlich.
Wohl denen, die in deinem Hause leben. Immerzu loben sie dich. ... (Ps 84,2-5)

Auffällig ist hier die Bezeichnung des Tempels als *Wohnung Gottes* (V. 2) und als Ort, an dem *Menschen wohnen* (V. 5), wir würden heute sagen: innerlich zu Hause sind. Bemerkenswert auch die zweimalige Wendung „du herrschst über die Gewalten“. Welche menschliche Macht soll noch darüber stehen? Der Tempel als der von Gott erwählte und von seinem Volk erbaute Ort, an dem sich Gott und Mensch vertraut *begegnen* und wo die Menschen *Ruhe* finden vor den Bedrohungen feindlicher „Mächte“ (vgl. Dtn 12,10), wer immer das sein mochte. Wo Gott im Klang seines Namens wohnt, wo der göttliche Name für Ohren und Herzen hörbar, durch Hauch und Stimme in der Kehle spürbar wird – gemeinsam und für jede und jeden noch einmal eigen – da ist das Unbehaustsein in der Fremde aufgehoben, zumindest für diese herausgehobene Zeit, den Zeit-Raum der Feier, der Andacht. Beim *Rückweg* in die Räume, die dann folgen, möchte die Macht seines befreienden und bergenden Namens dann hinüberstrahlen. Sie möchte, sie will.

Adonaj ist eben auch die Macht, die gemäß der Tora will, dass die israelitischen Familienverbände bei ihren Feiern die landlosen Leviten, die Fremden, Witwen und Waisen mit einbeziehen, damit auch sie satt werden (Dtn 12,12; 14,29; 16,14 u.ö.). Die Freien und Besitzenden sollen das Gottesrecht als *Barmherzigkeit* untereinander und für die anderen

⁶ So seine Serien vom Heuschaber (1890) oder vom Portal von Notre Dame in Paris (1893).

leben. Der *makom*, der Gottesraum ist, wie spätere rabbinische Theologie weiß, überall wahrzunehmen, nicht nur im Tempel.

Und so haben auch wir unsere Orte, *unsere Räume*, wo dies geschieht, wo wir erwarten, dass es geschehe. Wir suchen sie regelmäßig auf oder sporadisch, manche Orte vielleicht nur einmal im Leben. Einmal das „Hagios ho Theos“ im Einklang mit anderen zwischen den Pfeilern der Kathedrale von Chartres, einmal das „Jubilate Deo“ mit den Vielen in Taizé, einmal ... Und dann wieder die Gesänge unter dem Gewölbe der eigenen Kirche, vielleicht nicht jedes Mal mit Inbrunst gesungen, dafür aber die Worte tönend, die den *Alltag* im allen gemeinsamen Lebensraum erhellen.

Was geschieht nun aber, wenn der *Gottesraum im Alltag* nicht wahrgenommen wird, wenn die zum Leben der Tora gehörende Barmherzigkeit nicht geschieht? Was geschieht dann mit Gottes *Haus*? Wie weit taugt der heilige Raum dann noch zur Wahrnehmung Gottes in der Welt? Ein Konfliktfeld in Israel lange vor seinem Exil, eine Frage, die den Kern aller ernsthaften Spiritualität berührt. Der Religionswissenschaftler und geistliche Lehrer Peter Wild schreibt dazu:

Der Tempel, die Kirche, die Synagoge, die Moschee, der Stupa, das Heiligtum ... sie alle manifestieren den Willen des Menschen, einen architektonischen Raum zu schaffen, der durch seine Verhältnisse und Schwingungen, aber auch durch den Wert der Materialien und des künstlerischen Bemühens der Sehnsucht und der Ahnung, Gott zu begegnen, gerecht wird. Sie alle dokumentieren aber auch das Wissen des Menschen um das Provisorische seiner Anstrengungen: der Raum garantiert die Begegnung mit Gott nicht, wenn Gott sie nicht stiftet. Der Raum genügt für eine Begegnung mit Gott nicht, wenn nicht gleichzeitig die Bereitschaft da ist, sich von Gott überall treffen zu lassen.⁷

Die Geschichte des Jerusalemer Tempels hat dies auf dramatische Weise gezeigt. Mit seiner Zerstörung ist das Urbild des Tempels als Gottes Haus zwar nicht überflüssig geworden. Aber es wurde von den Menschen im Exil, dann in der Diaspora, in der Zerstreuung, als ein Hoffnungsbild in die Zukunft verlegt. Oder es wurde verwandelt in das Bild des *Herzens*, in das Gott seine Tora einmal erneut hineinlegen wird (Jer 31,33). Oder es wurde wie bei den Rabbinern radikal vergegenwärtigt und als Einwohnung des göttlichen Lichts transformiert, als *schechina* in den Dingen und im menschlichen Körper.

V.

Diese Vergegenwärtigung und Verinnerlichung hat sich bekanntlich der christliche Apostel *Paulus* zu eigen gemacht. „Wisst ihr nicht,“ so schreibt er in einer Polemik gegen den Missbrauch christlicher Freiheit in der Gemeinde von Korinth, „wisst ihr nicht, dass euer Leib ein Tempel des Heiligen Geistes ist?“ (1 Kor 6,19) Hier ist die *Gotteserfahrung als Raumerfahrung* nicht nur auf den Leib gerückt. Sie ist *in den Leib* eingezogen, ethisch verbindlich und zugleich ästhetisch wahrnehmbar. Denn was ist uns näher als eben unser Leib, der nicht lügt, der uns unverstellt sagt, wie es um uns steht?!

⁷ Peter Wild, in: Gottes Häuser. Fotografiert von Andreas Hoffmann Einleitungen und Textauswahl von Peter Wild, Gütersloh 1997, S. 7.

In unserem gewohnheitsmäßigen Verhalten, in unserem Handeln erweist sich, ob wir Gott wirklich suchen und wie wir Gott begegnen und wie der Geist göttlicher Liebe so *in uns* Raum bekommt, dass er sich *durch uns* äußert. Und im Wahrnehmen unserer selbst, gerade auch unseres Körpers können wir erkennen, wieweit wir die liebende Zuwendung Gottes in uns schon aufgenommen haben. In „Freundschaft mit unserem Körper“, so die glückliche Formulierung des Philosophen *Wilhelm Schmid*⁸, ist in jedem unserer inneren Räume noch viel zu entdecken, „bis in die Knochen“ und im Herzraum, im Atemraum sowieso.

Die *Aufmerksamkeit für den eignen Körper* hilft uns, dankbar zu genießen und nicht achtlos, lieblos zu übergehen, was uns geschenkt ist. Sie hilft uns, demütig, also in der Haltung der *humilitas* die Grenzen unseres Leibraums anzuerkennen: Ich bin in keiner Beziehung größer, als ich bin. Sie stärkt uns im Selbstbewusstsein: Ich bin, was ich bin, und darf es sein. Und sie lässt uns mit Humor und Vitalität ausschöpfen, was uns möglich ist: Ich kann noch mehr und anderes, als meine inneren und äußeren Zensoren mir einflüstern. Das ist nicht Paradies, aber es ist Raum für aufkommende Ruhe, für inneren Frieden. Und manchmal wird es auch paradiesisch raumgreifend, himmlisch den eigenen Raum überschreitend, die ganze Fülle des Lebens in einem Augenblick.

Den meisten von uns ist der Bericht von einer Fürbitte im nachpaulinischen Brief an die Gemeinde in Ephesus (Eph 3,14-19) bekannt. Ich zitiere⁹ etwas verkürzt:

Deshalb beuge ich meine Knie vor dem Vater, ...und bitte ihn,
euch ... durch seinen Geist zum Aufbau des inneren Menschen so zu stärken,
dass Christus durch den Glauben in euren Herzen Wohnung nimmt
und ihr in der Liebe tief verwurzelt und fest gegründet seid.
So werdet ihr befähigt, mit allen Heiligen zusammen
die Breite und Länge und Höhe und Tiefe zu ermessen
und die Liebe Christi zu erkennen, die alle Erkenntnis übersteigt,
und so werdet ihr immer mehr erfüllt werden von der ganzen Fülle Gottes.

Hören wir einfach mal nur auf die Verben und Partizipien in diesem Text: beuge – bitte – stärken – nimmt – verwurzelt – gegründet – befähigt – ermessen – erkennen – übersteigt – erfüllt. Welch eine Dynamik und zugleich welche Festigkeit kommt in diesen Worten zum Ausdruck! Nehmen wir uns ein paar Minuten Zeit, eines von ihnen zu „kosten“.

- Ich bitte Sie, nach dem langen Sitzen und Zuhören, dafür aufzustehen. –
- Ich lese die Worte noch einmal langsam vor ...
- Nun bitte ich Sie, sich spontan eines von ihnen zu wählen, es mit den Lippen leise nachzubilden und leise hörbar für sich zu murmeln. Dann nehmen sie ihre Arme und Hände hinzu und bilden mit geschlossenen oder halbgeöffneten Augen eine Geste, eine Figur zu diesem Wort. Das tun sie nur für sich. Sie haben jetzt die Zeit dafür.
- Und jetzt stellen sie sich einen Raum vor, in dem sie sich jeden Tag aufhalten.
- Gehen sie in diesen Raum hinein und nehmen sie ihr Wort, ihre Geste dahin mit. Wiederholen sie beides, das Wort und die Geste dort in dem Raum. Wie geht es ihnen damit? Spüren sie dem eine Weile nach.

⁸ In: Publik Forum Extra 4/2010, S. 15.

⁹ Nach der Zürcher Bibel von 2007.

- Bitte setzen sich wieder und lassen sich noch etwas Zeit, wieder hier anzukommen.
- Vielleicht fällt ihnen ein Wort ein oder ein Satz, der ihnen später hilft, das Erlebte zu erinnern. Sagen sie sich dieses Wort.
- Ich danke ihnen.

Ich habe sie eingeladen, nur eines der Verben oder Partizipien aus dem ganzen Satzgefüge zu wählen. Sie stehen natürlich in einem *Sinnzusammenhang*. Da ist die Bitte für die Adressaten, dass der Geist sie beim Aufbau des inneren Menschen stärkt. Da ist das Ziel, dass Christus in ihren Herzen Wohnung nimmt und sie sich in der Liebe, gleichsam in ihrem Nährboden, einwurzeln. Da ist das weitere Ziel oder die Folge, dass sie gemeinsam all die Dimensionen ermessen und erkennen, in die das Leben mit Christus sie führt. Und da ist der verheißungsvolle Ausblick auf das Leben in der ganzen Fülle, die Gott uns bereithält. Von diesem inneren Zusammenhang lebt der Sinn der einzelnen Worte. Es sind *Verben*, Tätigkeitsworte, die einen zeitlichen Verlauf beschreiben, der wiederum seinen Zeitraum bekommen muss, um voll vergegenwärtigt zu werden. Und es sind *Partizipien*, „verwurzelt“, „gegründet“, „befähigt“, also Mittelwörter, die – das Wortspiel sei mir erlaubt – signalisieren, woran wir partizipieren, teilhaben können. Diese darstellenden, darstellbaren Worte weisen hin auf den *inneren Prozess*, der nach außen drängt, sich äußern will.

Konzentriert zum Ausdruck gebracht finde ich diesen Prozess in dem einfachen Gebet „*Du in mir und ich in dir.*“ Wiederholt gesprochen und gesungen, innerlich gebetet und meditiert, nimmt es uns mit hinein in das Christus-Geschehen. Und die Räume öffnen sich. Der *Herzraum* in mir bekommt Weite, damit er aufnehmen kann, was uns versprochen ist: dass Gott in uns lebt und wirkt und löst, was uns anhaftet und erstarren lässt, und stärkt in dem, was Leben, Lebendigkeit ausmacht. Das Wort Gastfreundschaft bekommt einen anderen, ganz eigenen Geschmack. Der *Lebensraum* erscheint nun in einem anderen Licht. Wir begegnen ihm mit einem anderen, einem erhellten Blick, mit anderen, mit empfänglicheren, vielleicht auch sensibleren Ohren. Die Begegnungen werden getragen und immer wieder genährt von der Geistesmacht der Liebe.

Das kann sich zeigen in spontaner oder fürsorglicher Zuwendung wie auch in einer besonderen erotischen Zuneigung. Es kann sich auch zeigen in kritischer Unterscheidung und Distanz, in einer längst fälligen solidarischen Kritik. Es kann eher im Verborgenen geschehen oder im gemeinsamen Engagement, in der Fürbitte für einen Menschen, für eine konfliktbeladene Situation oder im kämpferischen, öffentlichen Einsatz für das, was recht ist. Bereinigte Luft und eine offene Atmosphäre könnten anzeigen, welcher Geist hier wirkt. Und dicke Luft und viel Druck können dann auch Anzeichen sein. Übrigens auch als Passant in der Stadt, als arbeitender Mensch in mir vorgegebenen Räumen, als Bewohner in den eigenen vier Wänden bekomme ich einen anderen Blick. Was z. B. bedeutet „Freiheit in den Räumen“ und vielleicht auch durch die Räume oder gegenüber den Räumen?

Mensch, wo bist du gerade? Und wie bist du da, wenn du sagst, du bist da? Die spirituelle Erfahrung der inneren und äußeren Räume gründet in der *Geistesgegenwart*. Sie zeigt sich in der liebevollen Achtsamkeit und Unterscheidung der Geister in uns und um uns. Sie lässt uns wachsam sein für alle Dissonanzen im Raum und ebenso empfänglich für die Resonanzen, die uns weiterführen. Als heutige Pilger – mit dem *Erfahrungswissen* der frühen Pilgergenerationen in der Wüste und am Berg, im Tempel und in der Diaspora im Rücken –

können wir vielleicht auch einiges mit mehr innerer Ruhe angehen oder auf uns zukommen lassen. Nicht jede Aufgeregtheit, die im Raum herrscht, ist es wert, beachtet zu werden. Und manches wartet gerade auf unseren genaueren Blick, unser Da-Sein und entschlossenes Handeln.

Was für Raumverhältnisse! Alles geschieht ganz unsichtbar und innerlich. Im Herzraum, in unserem innersten Raum, ist es leiblich zentriert. Zugleich führt es durch die Dynamik des göttlichen Geistes, durch die Kraft der Liebe über uns hinaus – dahin, wo wir das Wirken Gottes auch noch erkennen können. So können – nach und nach, wie in einem Wachstumsprozess – auch die äußeren Lebensräume, wenn nicht zu einem Zuhause, so doch zu Gottesräumen werden, so dass sie uns nicht zu entfremden vermögen. Auch die bedrohliche Enge jetzt, auch die ermüdende Ebene jetzt, auch die Landschaft für die Seele hier und auch das Gotteshaus, in dem ich mich befinde. Wenn wir uns auf die Dynamik der Liebe Gottes einlassen. Wenn wir uns von ihr mitnehmen und verwandeln lassen. Darum zum Abschluss dieses Gedicht von *Marie-Luise Kaschnitz*:

Stimme des anderen Tages

Wanderung, Wandlung, dieses
Eine ist gewiss:
Die Gärten des Paradieses,
die Täler der Finsternis
sind nicht so weit entfernte
Länder wie wir geglaubt,
und nicht jeder Ernte
stehen wir beraubt.

Tief in der Unrast Zonen,
eh wir die Furche ziehen,
ehe wir bauen und wohnen,
gehen wir so dahin
fast wie ungeboren
fast wie ohne Schuld,
keinem Ding verschworen,
wartend in Geduld ...
Und lauschen der Stimme des andern
Tages, der in uns beginnt
und hören nicht auf zu wandern,
bis wir verwandelt sind.